

THRILLER

LAVIE

SUHRKAMP

TIDHAR

»Adama ist ein
absolutes
Meisterwerk.«
JUNOT DÍAZ

ADAMA

»Ein unglaubliches Buch,
erschütternd und
herzerreißend.«
CATRIONA WARD

1946 beginnt die junge Ruth, sich in Palästina ein neues Leben aufzubauen, getrieben von jugendlichen Idealen in einem Land, das ihr feindlich gesinnt ist. Sie ist eine ungarische Zionistin, die, anders als die meisten Mitglieder ihrer Familie, den Nazis in Budapest entkommen konnte. Ruth wird das Herz des Kibbuz Trashim, und für sie ist der Kibbuz heilig, heilige Erde, also »Adama«, seine Existenz ist ihre Lebensaufgabe. Wenn dafür knallharte Entscheidungen nötig sind, dann wird sie sie treffen, inklusive Gewalt und Mord.

Wir folgen Ruth und den ihren durch die Jahre 1945 bis 2009. Und damit durch die Turbulenzen des Staates Israel – die Auseinandersetzung mit den Briten, die Vertreibung der Araber, der Sechs-Tage-Krieg und der Jom-Kippur-Krieg machen Ruth womöglich noch zäher und härter. Neben dem Porträt einer beeindruckenden Frauenfigur und ihrer Familie schreibt Lavie Tidhar auch die Gewaltgeschichte Israels fort.

Adama ist Familien- und Generationenroman, *chronique scandaleuse* von Israel, Politthriller und Kriminalroman. Ein mitreißendes historisches Epos über Liebe und Verrat, Gewalt und Tod, über Loyalität und Behauptungswillen.

»Diese gewalttätige, finstere Geschichte einer Kibbuz-Familie ist eine vorwärts treibende Noir-Saga, die sich über Jahrzehnte erstreckt. Ich konnte sie nicht aus der Hand legen.« *Silvia Moreno-Garcia*

LAVIE TIDHAR, geboren 1976 in Israel, ist ein Superstar und gleichzeitig Enfant terrible der Science-Fiction und Fantasy. Ausgezeichnet u. a. mit dem World Fantasy Award und dem John W. Campbell Memorial Award. Seit 2013 lebt er in London. Sein zuletzt bei Suhrkamp erschienener Thriller *Maror* (st 5484) wurde mit dem Deutschen Krimipreis 2024 (2. Platz) ausgezeichnet und belegte Platz 1 der Jahres-Krimi-Bestenliste 2024.

CONNY LÖSCH, geboren 1969 in Darmstadt, lebt als Literaturkritikerin und Übersetzerin in Berlin.

Lavie Tidhar
ADAMA

Thriller

Aus dem Englischen von
Conny Lösch

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Adama
bei Head of Zeus Ltd, part of Bloomsbury Publishing Plc.

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5516
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025
Copyright © Lavie Tidhar, 2023
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: zero-media-net, München,
unter Verwendung des Originalumschlags von Bloomsbury Publishing
und eines Motivs von FinePic® (Maschinengewehr)
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47516-4

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

1

DAS ENDE

Hanna

Miami, 2009

1 Am Nachmittag, als Hannas Mutter starb, verkroch sich das Haus frühzeitig in die Dämmerung. Die grelle Sonne von Miami drang spärlich durch die schmutzigen Scheiben, prallte an Staubpartikeln ab und zog ein unscharfes Gitter über die verbliebenen Bilder an der Wand. Schatten lagen zusammengerollt in den Ecken wie schlafende, schwarze Rattennattern.

Sie hatten sich gestritten, ein lustloser Zank praktisch über nichts. Esther saß an Kissen gelehnt im Bett, trotz der Hitze in Decken gewickelt. Hanna zündete sich eine Zigarette an.

»Ich hab doch gesagt, du sollst nicht rauchen«, beschwerte sich Esther.

»Du hast mir gar nichts zu sagen.«

Esthers Kopf wurde von dem kleinen Schlafzimmerfenster eingerahmt. Das trübe Licht setzte ihr einen Heiligenschein auf.

»Bring mir einen Tee«, bat Esther. »So wie ich ihn mag, mit einer Scheibe Zitrone, wie in der Heimat.«

»Unsere Heimat ist hier«, erwiderte Hanna.

»Ich weiß«, lenkte Esther ein. Sie war blass und Hanna sah, dass die feinen Härchen an ihren Schläfen feucht waren.

Sie sagte: »Ich hole den Tee.«

Sie ging in die Küche und rauchte, aschte in den alten, billigen Messingaschenbecher ihrer Mutter auf dem Fensterbrett, der mit dem untendrunter eingravierten *Palästina*.

Hanna rauchte, und das Haus verzog sich in die Dämmerung, Stille kehrte ein. Hanna sah aus dem Fenster. Mrs Noymans Gärtner gegenüber schnitt trotz der Hitze Rosen. Mr Shulman, der Zahnarzt, fuhr in seinem silberweißen Mercedes an ihnen vorbei in die Praxis. Blauer Himmel erstreckte sich über den weißen, schlummernden Häusern. Palmen mit fleischig grünen Blättern rührten sich kaum. Warum trank ihre Mutter plötzlich Tee mit

Zitrone? Warum sprach sie von ihrer Heimat? Sie hatte nie über die Heimat gesprochen, die sie verlassen hatte. Das war nie Thema gewesen.

Hanna nahm die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger und drückte sie im Aschenbecher aus. Das Wasser kochte. Sie schenkte ein Glas ein und tauchte den Teebeutel darin unter. Schnitt eine Scheibe Zitrone ab. Kehrte mit dem Tee ins Schlafzimmer zurück.

Esther lag auf dem Bett. Die Augen geschlossen.

»Ima?«, rief Hanna. »Ima?«

Sie stellte Tasse und Untertasse mit dem Tee vorsichtig auf den Nachttisch und setzte sich auf die Bettkante. Nahm die Hand ihrer Mutter in ihre. Plötzlich wollte sie tausend Dinge sagen und dann auch wieder nichts.

Die Ärztin war da gewesen und schon wieder weg, der ganze bürokratische Zirkus rund um einen Todesfall war erledigt. Hanna hatte Kaffee gekocht und sich, als alle weg waren, in die Küche gesetzt und geraucht.

Die Ärztin war eine kleine, sehr sachliche Frau. Sie hatte *Krebs* als Todesursache angegeben und Hannas Hand getätschelt. Hanna hatte sich daran erinnert, wie sie als Kind bei ihr war und die Ärztin immer nach Menthol-Zigaretten gerochen und ein Bonbon für Hanna in der Tasche gehabt hatte.

»Irgendwelche Angehörigen, die wir informieren müssten?«, hatte die Ärztin gefragt.

Hanna hatte den Kopf geschüttelt. »Meine Schwester«, hatte sie widerwillig gesagt. »Aber sie lebt in ...« Ihr fiel der Name nicht ein. »Irgendwo in einem Aschram, und da gibt es kein Telefon.«

»Sonst jemand? Familie, Verwandte?«, fragte die Ärztin.

»Nicht dass ich wüsste.«

»Es muss doch weitere Verwandte geben, oder nicht?«, fragte die Ärztin.

»Meine Mutter meinte, die sind alle tot.«

Die Ärztin hatte genickt. Kurz hatte sie noch einmal Hannas Hand berührt, dann war sie gegangen. Hanna wollte nicht in dem Zimmer sitzen, in dem ihre Mutter lag. Sie rauchte, bis der Wagen des Bestattungsinstituts draußen vorfuhr, dann sah sie zu, wie Esther rausgetragen und davongefahren wurde.

Es war so still im Haus. Was wusste sie eigentlich über ihre Familie? Es musste andere Personen gegeben haben ... aber sie waren alle tot. Wie egoistisch war ihre Mutter? Wie konnte sie nur einfach alles stehen und liegen lassen und wegsterben? Sie war nicht mal alt gewesen. Nur krank. Das war so bescheuert.

Hanna saß am Küchenfenster und weinte, aber lautlos. Später leerte sie den Aschenbecher in den Mülleimer, drehte ihn um. Die Gravur auf dem Boden: *Palästina*. Sie dachte an den seltsamen Akzent ihrer Mutter, den sie nie abgelegt hatte. Die Bruchstücke Hebräisch. Schlaflieder in einer Sprache, die weder Hanna noch ihre Schwester beherrschten. Worte, die keinen Sinn ergaben, irgendwas über den Wind, der in die Zypressen fährt. Jedenfalls hatte ihre Mutter davon gesprochen.

Hanna ging ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Sah *Desperate Housewives*. Sie wollte ihre Mutter rufen. »Ima! Deine Sendung läuft!« Warum war es nur so *still* im Haus? Sie stand auf, ging in Esthers Zimmer. Die Bettdecke war zurückgezogen. Sie setzte sich auf die Bettkante. Fuhr mit der Hand über die Vertiefung in der Matratze, wo ihre Mutter gelegen hatte.

»Ach, Ima«, sagte sie. Sie spürte Tränen aufsteigen, und dieses Mal durchbrachen sie die Stille, sie weinte, schnappte zwischendurch nach Luft, Rotz rann ihr über das Gesicht und sie putzte sich geräuschvoll die Nase am Ärmel. Sie kauerte sich auf der Matratze zusammen, dort wo Esther gelegen hatte, und schloss die Augen, roch das Lancôme ihrer Mutter und schlief ein.

Die Beerdigung fand gleich am nächsten Tag statt. Esthers Freundinnen aus dem Ocean View kamen. Esther hatte fünfzehn Jahre in dem Hotel gearbeitet. Auch die Nachbarn kamen und Leute vom Gun Club.

Aunty Maria aus dem Hotel nahm Hanna ganz fest in die Arme.

»Die Besten gehen immer zuerst«, sagte sie.

Einen Rabbi gab es nicht. Die Friedhofserde war in der Hitze festgebacken. Esther wurde in die Grube hinabgelassen, dann mit Erde zugeschüttet.

Hinterher zu Hause hatte Hanna das Gefühl, sich wie ein Geist zwischen den Trauergästen zu bewegen. Es gab Kaffee und Kuchen. Aunty Maria sagte zu Hanna »Sie war so schön« und strich ihr vorsichtig eine Strähne aus dem Gesicht.

»Die Augen hast du von ihr«, sagte sie.

Hannas Handy klingelte, als sie auf dem Klo war. Ihre Schwester, die Nachricht hatte sie endlich erreicht. Sie weinten zusammen am Telefon.

»Du hättest kommen sollen«, sagte Hanna. »Ich hätte gewartet.«

»Der Tod ist nur eine Zustandsänderung«, erklärte ihre Schwester. Anscheinend zitierte sie jemanden.

»Egal«, sagte Hanna.

Sie unterhielten sich kurz. Hanna zog die Spülung. Dann ging sie wieder zu den anderen. Wahrscheinlich sollte sie Schiv'a sitzen, aber die Vorstellung, sieben Tage lang eingesperrt zu Hause zu hocken, schien ihr absurd. Außerdem war ihre Mutter nie religiös gewesen. Aunty Maria hatte einen Schwips vom Sherry aus dem Küchenschrank. Sie umarmte Hanna so tränenreich, dass ein feuchter Fleck auf Hannas Top zurückblieb.

»Kannst mich jederzeit anrufen«, versicherte ihr Aunty Maria.

»Mach ich«, versprach Hanna.

Draußen schien hell die Sonne. Die Gäste verabschiedeten sich einer nach dem anderen, bis es schließlich zu einer regelrech-

ten Abwanderung kam, sie flohen wie ein Schwarm schwarzer Vögel aus der Düsternis ins Sonnenlicht. Schon bald war nichts mehr übrig außer vollgekrümelten Tellern und ausgetrunkenen Kaffeetassen. Hanna spülte sie, ließ sie zum Trocknen stehen und fragte sich, was zum Teufel sie jetzt machen sollte. Sie konnte nirgendwohin zurück.

Die Anwältin kam am späten Nachmittag, ihr Hybridauto fuhr mit leisem Summen in die Auffahrt, es klang wie ein Golfwagen. Die Anwältin war Mitte fünfzig, eine Frau mit grellrot gefärbten Haaren.

»Mein herzliches Beileid«, sagte sie.

»Danke«, erwiderte Hanna. In diesem Moment fühlte sie sich sehr allein und plötzlich auch wütend. Sie hatte gewusst, dass der Tag kommen würde, und war ohnehin weniger wegen Esthers Krankheit als deshalb zu ihr gezogen, weil sie zurzeit sonst nirgendwohin konnte. Trotzdem war es ein Schock gewesen, ihre Mutter so reglos im Bett zu finden. Mit einem Mal hatte sich alles verändert und war irgendwie doch genau wie vorher.

»Ich will Sie nicht lange aufhalten«, sagte die Anwältin. »Das Haus war gemietet, wenn Sie weiter hier wohnen wollen, müssen Sie den Vertrag überschreiben lassen.« Sie sah Hanna prüfend an. »Sind Sie hier aufgewachsen?«

»In einer Reihe von Wohnungen und Häusern, dieses hier war das letzte – ist nur ein Haus«, sagte Hanna.

»Sie hatte ein bisschen was gespart, aber nicht viel«, sagte die Anwältin. »Davon werden Sie die offenen Rechnungen und die Beerdigungskosten bezahlen können, müssen sich darüber also keine Sorgen machen. Darüber hinaus gibt es aber nur noch das hier, sie hat es bei mir hinterlegt, aber keine weiteren Anweisungen oder Erklärungen dazu gegeben.« Sie übergab Hanna eine Holzschachtel.

»Die gehört dann wohl Ihnen«, sagte sie.

»Danke«, erwiderte Hanna und nahm, ohne sich viel dabei zu denken, die Holzschachtel entgegen. Sah aus wie eine alte Teekiste. Auf dem Deckel stand *Wissotzky*.

»So, das war's dann«, sagte die Anwältin. »Noch einmal mein herzliches Beileid.« Sie schüttelte Hanna erneut kurz die Hand.

»Danke«, sagte Hanna. Sie stellte die Schachtel auf den Küchentisch und begleitete die Anwältin zur Tür. Sie sah den Wagen auf der Straße davongleiten, griff nach einer Zigarette und ließ die Hand sinken. Esther hatte auch immer geraucht ... bis sie Krebs bekam.

Hanna setzte sich auf den Stuhl und lauschte der enormen Stille, die auf ihr lastete, sie erdrückte.

Sie öffnete die Schachtel und fand einen längst abgelaufenen israelischen Pass. Sie klappte ihn auf, und ein Laut blieb ihr im Hals stecken, als sie das Foto ihrer Mutter sah, auf dem diese so jung aussah, dass Hanna einen Augenblick lang glaubte, sie würde ein altes Bild von sich selbst betrachten. Ihre Mutter blickte in die Kamera, hielt die Lippen geschlossen, die Augen weit geöffnet und wirkte nervös.

Hanna legte den Pass beiseite. Sollte sie sich Goldmünzen oder andere Erbstücke erhofft haben, so wurde sie enttäuscht. In der Schachtel befand sich nichts von Wert. Sie nahm ein altes Foto ihrer Mutter heraus, Esther in einer khakifarbenen Uniform und mit Armeegewehr irgendwo in einer Wüste, vor einer Düne. Esther, die Soldatin.

Noch ein Foto, Esther mit einem kleinen dicken Baby im Arm. Sie wirkte müde. Das alles schien einer längst vergangenen Zeit anzugehören, die Farben waren verblichen. Die Haare ihrer Mutter waren wie mit einer stumpfen Schere von jemandem geschnitten, der nichts vom Haarschneiden verstand. Sie trug Shorts mit einer weißen Bluse und war sehr hübsch.

Hatte Esther Geheimnisse? Sie hatte nie viel aus ihrer Zeit vor

Amerika erzählt. Sie hatte immer gearbeitet, hatte als Zimmermädchen in dem Hotel angefangen und war an die Rezeption befördert worden. Sie hatte sich nie über die Arbeit beklagt und sie hatten immer genug zu essen gehabt. Sie hatte eine Waffe besessen, aber andererseits waren sie hier in Florida, wo jeder eine hatte. Die Waffe befand sich irgendwo im Haus. Hanna nahm sich vor, sich darum zu kümmern. Esther hatte nie über Verwandte gesprochen, und Hanna hatte es widerstrebt, sie danach zu fragen. Manchmal überlegte Hanna, wie es wohl wäre, Großeltern, Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen zu haben – eine Familie. Sie stellte die Teekiste ab und rief Alexandra an.

Es klingelte sieben Mal, bis Alex schließlich dranging.

»Hanna?«

»Was willst du?«

»Ich vermisse dich«, sagte Hanna.

»Ja, na ja.«

Hanna hörte Musik im Hintergrund, Stimmen und Gelächter.

»Meine Mutter ist gestorben.«

Schweigen am anderen Ende, dann: »Tut mir leid.«

»Ach, schon okay.«

»Hör mal, Hanna«, sagte Alex. Sie war irgendwo am Strand, das merkte Hanna. Alte Wut stieg in ihr auf. »Ich kann jetzt nicht telefonieren ...«

»Hast du ein Date?«

»Hör mal, Hanna ...«

»Ich hab nur gedacht, vielleicht ...«

»Wir sind nicht mehr zusammen.«

»Verdammt noch mal, das weiß ich, Alex ...«

Irgendwo lachte ein Mädchen, und leise war Alex' Stimme zu hören, anscheinend hatte sie das Handy mit der Hand abgedeckt, dann war sie wieder klar zu hören.

»Ich ruf dich an«, sagte Alex. »Alles in Ordnung?«

»Nicht so richtig.«

»Tut mir leid.«

»Pass auf, ist egal«, sagte Hanna. Sie tippte mit dem Zeigefinger aufs Display und beendete den Anruf. Setzte sich schwer atmend. Dumm. Dumm!

Sie zündete sich eine Zigarette an. Scheiß drauf, dachte sie. Sie leerte den Inhalt der Schachtel auf den Tisch. Ein Foto, das wohl ganz unten gelegen haben musste, fiel neben den Haufen. Hanna nahm es, drehte es in ihren Händen.

Eine lange Tafel, eine Frau am Kopfende, auf beiden Seiten saßen Erwachsene, ein paar junge Mütter mit speckigen Babys, Matzen und kleine Teller mit Gefilte Fisch auf der weißen Tischdecke. Hanna war in Florida aufgewachsen, aber wie Gefilte Fisch aussah, wusste sie. Flaschen mit billigem Rotwein und ein Fleck auf der weißen Tischdecke. Alle sahen fröhlich aus. Sie drehte das Foto um und las, was hintendrauf stand.

Pessach Seder, 1965.

Sie betrachtete das Bild genauer. Wenn ihre Mutter mit drauf war, dann war sie vielleicht eins der kleinen Kinder.

»Scheiße«, sagte Hanna laut. Sie warf alles wieder zurück in die alte Teekiste und klappte den Deckel zu. Eine neue Sorglosigkeit überkam sie. Hier gab es nichts mehr für sie. Die letzten Monate kamen ihr bereits vor wie ein eigenartiger, unangenehmer Traum. Esther, dahinsiechend in ihrem Bett. Ihre belanglosen Streitereien.

Hanna fühlte sich plötzlich frei.

Sie ging durch das Haus, öffnete und schloss Schränke, fand aber überall nur Plunder. Sie ging in ihr Zimmer und zog Klamotten aus dem Schrank, suchte Taschen und stopfte alles hinein. Bewaffnet mit ihren Habseligkeiten ging sie zum Wagen nach draußen und warf alles auf den Rücksitz, anschließend ging sie noch einmal zurück und suchte erneut.

In einem Schuhkarton in Esthers Wandschrank fand sie die Pistole. Sie starrte sie kurz an und prüfte, ob sie geladen war, dann

zuckte sie mit den Schultern und legte sie wieder in den Karton. Sie brauchte keine Pistole. Schließlich ging sie zurück in die Küche, spülte die Kaffeetasse und leerte den Aschenbecher, stellte ihn zurück aufs Fensterbrett, biss sich auf die Lippe und dachte nach. Dann nahm sie die Teekiste mit den Fotos, trat hinaus, schloss die Haustür ab und stieg in den Wagen.

Mondlicht beschien den Asphalt, die Palmen verharrten reglos. Hanna bog auf die Straße ab und beschleunigte. Sie ließ das Fenster herunter und lauschte der Stille.

Irgendwann endete die Stadt und Hanna wurde von der Dunkelheit verschluckt. Schweigend fuhr sie weiter. Nur die Geister von Menschen, denen sie nie begegnet war, leisteten ihr Gesellschaft.

2

LIORS HEIMKEHR

Lior

Kibbuz Trashim, 1989

2 Das schwarze Telefon auf der Kommode klingelte. Es klingelte zweimal, bis Lior abhob. Draußen sang der blinde Bettler. Niemand hatte es je geschafft, ihn zum Schweigen zu bringen.

»Hallo?«

Er hörte sie atmen.

»Danny ist tot«, sagte sie.

Lior blieb ganz still stehen. Draußen auf der Allenby Street fuhren Autos vorbei. Der blinde Bettler sang unentwegt sein Lied. Am liebsten hätte Lior den Hörer an die Wand geschlagen. Am liebsten hätte er dem Bettler damit den Schädel zertrümmert, auf ihn eingepugelt, bis er für immer verstummt wäre. Aber er blieb ganz still stehen.

»Hallo?«, sagte sie. »Bist du noch dran?«

»Was ist passiert?«, fragte Lior.

»Spielt das eine Rolle?«, fragte sie müde. »Er ist tot.«

»Natürlich spielt das eine Rolle«, sagte Lior.

»Er lag tot mit einer Kugel im Kopf in der Khirbe«, sagte sie schonungslos. »Die Jungs haben ihn gefunden. Sie denken, dass er sich erschossen hat.«

»Und du? Was denkst du?«, fragte Lior. Sprechen fiel ihm schwer. War lange her, seit er die Jungs zuletzt gesehen hatte. Er fragte sich, was sie überhaupt in der Khirbe gewollt hatten.

Lior beobachtete die Huren draußen im Neonlicht des Pussy-cat-Clubs. Nicht zum ersten Mal dachte er, dass er sich eine bessere Bleibe suchen musste.

»Er war allein, es war sein alter Armeeevolver«, sagte sie. »Er lag noch in seiner Hand. Hör mal, Lior. Ich rufe nur an, um dir Bescheid zu geben, sonst nichts.«

»Und jetzt weiß ich Bescheid.«

»Genau.«

Zu spät ergänzte er: »Tut mir leid.«

»Ja.«

»Wie geht es dir, Esther?«

»Ich ...« Sie verstummte. Im Hintergrund hörte er ein Baby schreien. »Dafür ist es zu früh«, sagte sie. »Ich weiß nicht, wie's mir geht. Morgen ist die Beerdigung.«

»Ich komme«, sagte Lior. Er wusste nicht, warum er das gesagt hatte.

»Musst du nicht.«

»Er war mein Freund«, sagte er.

»Ja, aber du bist gegangen«, sagte sie. »Du bist weg, und wir sind geblieben.«

Lior dachte an sein altes Zuhause. Er hatte sich geschworen, niemals wieder zurückzukehren. Aus allen möglichen Gründen. Ihre Stimme brachte jetzt alles wieder hoch. Er hörte sie durch den Hörer atmen und versuchte sich vorzustellen, wie sie jetzt wohl aussah.

Gut, dachte er. Sie sah natürlich gut aus.

Hinter ihr weitete sich die Stille des Kibbuz aus. Lior hörte sie, diese Stille, diese negative Kraft. Zirpende Grillen, leise Schritte irgendwo im Dunkeln, plötzlich sprang ein Motorroller an auf der Straße, die den Kibbuz umrundete. Er versuchte sich vorzustellen, wie Esther jetzt lebte. Sie mussten ein Familienzimmer bekommen haben.

»Tut mir leid«, sagte er.

»Ich muss los«, sagte Esther. Sie zögerte kurz. »Wiedersehen.«

Sie legte rasch auf. Lior stand einfach da. Ein Polizeiwagen fuhr langsam mit Blaulicht auf der Straße unten vorbei. Die Huren traten tiefer in die Dunkelheit, warteten, bis er weg war. Der blinde Bettler sang unentwegt. Er hatte schon vor dem Krieg gesungen.

Schieß auf ihn, dachte Lior wütend. Seine Hände zitterten. Er zündete sich eine Zigarette an. Der Bettler hatte seinen Krieg ge-

habt und Lior seinen eigenen. Er war kaum mehr als ein Kind gewesen, als sie ihn in den Libanon geschickt hatten. Jetzt streckte er den Kopf zum Fenster raus.

»Halt's Maul!«, schrie er.

»Lass ihn in Frieden!«, schrie eine der Huren zurück. Sie war kaum mehr als ein Schatten. Lior schloss das Fenster, setzte sich. Starrte die Zigarette in seiner Hand an.

Wer hatte Danny getötet?

Er hätte dort sein sollen. Sie hätten es nicht gewagt, ihm was anzutun, wäre Lior da gewesen. Er dachte an eine Nacht im Kinderhaus, sie drei waren als Einzige wach geblieben.

Lior, Danny und Esther.

»Lior, bist du wach?«

»Ja. Esther?«

»Ich bin wach.«

Sie standen auf und schlichen sich aus dem Raum. Es gab kein anderes Licht als das der Straßenlaternen. Neben ihnen krochen ihre Schatten über die Wand. Niemand hielt Wache, nicht heute Nacht, die Sprechanlage blieb stumm. Liors Herz schlug schnell. Eigentlich durften sie nachts nicht auf sein und herumlaufen. Sie durften sich auf keinen Fall erwischen lassen.

An der Tür zögerten sie.

»Komm schon!«, sagte Danny.

Lior stieß die Tür auf und sie gingen nach draußen. Hinter dem Kinderhaus, im Licht des schief am Himmel hängenden Mondes, schlief der Kibbuz. Niemand war unterwegs. Sie gingen über den Bürgersteig, der Asphalt war noch warm unter ihren nackten Füßen. Sie kamen vorbei an der hässlichen Betonskulptur eines gesichtslosen Klumpenmenschen, eines von vielen auf dem Kibbuz-Gelände verteilten Kunstwerken von Shraga, dem Bildhauer, der sonst auf der Schafweide arbeitete. Im weit ent-

fernten Kinderzoo schrie ein Pfau, ein durchdringendes schrilles Geräusch, das Esther in der Dunkelheit vor Schreck zusammenzucken ließ.

»Ich hasse Pfaue«, sagte sie.

Sie gingen am Basketballplatz vorbei und kamen zu den Häusern. Hinter einigen Fenstern brannte noch Licht, weshalb sie sich im Dunkeln hielten, eine Abkürzung den Hang hinauf nahmen und über den gepflegten Rasen vor dem Laubengang, der den Geselligkeitsverein vom Singleclub trennte, den Hang wieder hinunterliefen, an weiteren Häusern vorbei bis zur Hauptstraße.

Das war der gefährlichste Teil.

Lior hörte Schritte, dann Gelächter und zog Esther gerade noch rechtzeitig zurück. Sie versteckten sich hinter den Rosensträuchern und sahen Mitzi, die Kibbuz-Frisörin und Aharon von der Falcha Arm in Arm vorbeigehen. Beide rauchten, und Mitzi ließ unbekümmert ihre Zigarette fallen. Sie war nicht im Kibbuz geboren und nur hergekommen, weil sie nach ihrem Militärdienst Uli, den Mechaniker, geheiratet hatte.

Danny schoss auf die Straße und schnappte sich die noch glühende Zigarette. Er kam damit zurück, zog daran und hustete. Esther sagte »Sei leise!«, aber niemand hörte auf sie. Danny gab Lior die Zigarette weiter und er führte sie nervös an die Lippen, hielt sie dort einen Moment, dann gab er sie Esther.

»Du hast ja nicht mal geraucht«, sagte sie.

»Doch, hab ich wohl!«

»Hast du nicht.« Sie nahm die Zigarette und zog, stieß Rauch aus und grinste ihn durch den Nebel an und er glaubte, sein Herz würde zerspringen.

»Komm schon«, sagte Danny.

Zweimal mussten sie sich noch verstecken, als ein ausländischer Freiwilliger auf einem Fahrrad vorbeikam, betrunken über die Straße schlingerte, und ein zweites Mal, als ein Wagen auf der Straße vom Tor vorbeifuhr. Das Speisezimmer lag vor ihnen, aber

noch immer war alles ruhig, und sie schlichen sich durchs Gebüsch zu dem Gebäudekomplex, in dem die Wäscherei und das Kleiderdepot untergebracht waren.

Vor ihnen befand sich der Kolbo, der kleine Laden mit Süßigkeiten und allerhand Dingen für den persönlichen Bedarf, die sich die Kibbuz-Bewohner von ihrem Taschengeld kaufen durften. Danny führte sie hinter das Gebäude und die Betonstufen hinauf zum zweiten Stock, wo sie ein offenes Fenster entdeckten: Genau wie Danny vorausgesagt hatte.

»Du zuerst«, flüsterte Lior. Danny grinste. Er hangelte sich über das Geländer, sprang mühelos hinüber und glitt durch die Fensteröffnung. Esther folgte ihm, dann war Lior an der Reihe.

Draußen war es dunkel. Er schaltete seine Taschenlampe ein.

In ihrem Licht sahen sie die überall gestapelten Kisten und Kartons. Eine Kiste Wodka in einer Ecke, zwei Kisten Noblesse-Zigaretten, Kisten mit Bamba und Bisli, bei deren bloßem Anblick Lior schon das Wasser im Munde zusammenlief, außerdem Kaffee und Schokoriegel ...

Esther riss eine Kiste mit Elite auf, und Lior ließ Twist- und Ta'ami-Riegel auf den Boden purzeln. Das Licht der Taschenlampe bebte und erlosch, als sie alle drei auf die Knie fielen, sich auf die Süßigkeiten stürzten. Lior stopfte sich Schokolade in den Mund, bis nichts mehr hineinpasste. Sie schmeckte so viel besser, weil sie verboten war.

Sie bestahlen das Kollektiv.

Aber daran dachte er nicht, nur an den Geschmack der Schokolade und dass er so viel davon haben konnte, wie er wollte, dass sie alles haben konnten, und er sah Esther an, dann Danny und alle drei lachten drauflos.

»Wer ist da!«, schrie jemand. Lior erstarrte. Draußen war ein Erwachsener, ein Lichtkegel glitt über das Fenster. Der Wachmann. Sie würden erwischt werden, das würde Konsequenzen haben ...